

DIE TSCHECHOSLOWAKEI ALS BRENNSPIEGEL GESAMTEUROPAISCHER ENTWICKLUNGEN

Von Friedrich Prinz

Wenn hier ein Thema so umfassender Art zur Sprache kommen soll, dann regt sich sicher kritische Reserve und wahrscheinlich auch die berechtigte Frage, ob ein solches Thema der zu behandelnden Sache wirklich gemäß ist, oder ob nicht der Autor überzogen und übertrieben hat? Mit anderen Worten: man fragt sich, ob nicht emotionale Bindungen an den Gegenstand dieses Vortrages — sagen wir ruhig dafür das altmodische Wort „Heimatliebe!“ — dessen Bedeutung innerhalb der europäischen Geschichte maßlos überschätzen lassen? Beispiele solcher Art gibt es genug, wo sich anspruchlicher Provinzialismus zum „Nabel der Welt“ hochstilisiert und sich damit selbst einer unfreiwilligen Komik überliefert. Behalten wir also diese Gefahr ernsthaft im Auge, wenn hier der Versuch unternommen werden soll, die böhmischen Länder und die Slowakei im Kontext der europäischen Entwicklung zu überblicken und ihren Stellenwert innerhalb derselben zu ermitteln. Nehmen wir — etwa im Hinblick auf die Einordnung des Großmährischen Reiches in den europäischen Kulturhorizont des 9. Jahrhunderts — diese Gefahr der Selbstüberschätzung nicht auf die leichte Schulter und versuchen wir dennoch, die Probleme „im Herzen Europas“ am Standard eben dieses Subkontinents zu messen, wobei wir nebenbei auch im Auge behalten sollten, daß dieses heutige Europa, wie gerade auch der „Prager Frühling“ des Jahres 1968 gezeigt hat, bei weitem nicht so out of date und ohne Zukunftsperspektiven ist, wie uns die europäischen Anbeter der Supermächte in einer Art von subtilem Selbsthaß glauben machen wollen.

Aktualität und Wichtigkeit unseres Themas scheinen mir aber noch in einem anderen, historisch wie ideologisch gleichermaßen wichtigen Bereich zu liegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die deutsche neuzeitliche Geschichtsschreibung eine bemerkenswerte Ranke-Renaissance, die teilweise ein Wiederanknüpfen an unbelastete, weil noch nicht nationalistische Traditionen war, teilweise aber auch eine ausgesprochene Rückzugsposition aus der Aktualität historischen Geschehens signalisierte, die sich gefahrvoll auf Rang und Bedeutung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung auswirkte, nämlich als geistiger Terrainverlust gegenüber anderen Disziplinen. *Karl Bosl* hat als profiliertes Gesellschaftshistoriker kürzlich mit Nachdruck auf diese Gefahr der Ranke-Renaissance hingewiesen. Eine andere Gefahr war ursächlich damit verbunden. Ranke hatte die Geschichte Europas als Werk und Ergebnis der welthistorischen Synthese zwischen den romanischen und germanischen Völkern verstanden, einer Syn-

these, die sich seit dem Ende der Spätantike in mannigfachen Formen ausgebildet hatte. Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Interpretation, die politisch-geographisch nur allzugut in die ideologische Konfrontation nach dem Zweiten Weltkrieg paßte, die historisch und kulturell so reiche und vielgestaltige slawische Welt gleichsam von selbst eliminiert, aus dem geschichtlichen Bewußtsein verdrängt oder zumindest an den Rand des europäischen Selbstverständnisses verwiesen wurde. Ranke-Renaissance und die Ideologie eines abendländisch-karolingischen Großreiches, wie es für die 50er Jahre so typisch war, hängen also enger zusammen, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Dem entspricht haargenau die Isolierung, der die jeweiligen Osteuropa-Institute an den Universitäten vielfach ausgesetzt waren, vor allem was die Rezeption ihrer Arbeit und Lehrinhalte in der allgemeinen Lehrerbildung anbetrifft, ein Zustand, der teilweise bis heute nicht überwunden ist. Was von Geschichte und Kultur Ost- und Ostmitteleuropas damals noch ins allgemeine Bewußtsein vermittelt wurde, lief in der Geschichtswissenschaft vielfach unter dem — gelinde gesagt unzureichenden — Aspekt der „deutschen Kultur- und Pionierarbeit im Osten“, mit anderen Worten: die Völker östlich der deutschen Sprachgrenze wurden mehr oder weniger zu Objekten des historischen Prozesses degradiert. Eine Ausnahme machte vielleicht die Forschung über die ehemalige Donaumonarchie, wo Völker der verschiedenartigsten ethnischen Herkunft — Deutsche, Slawen, Madjaren — jahrhundertlang in enger kultureller Symbiose lebten, der es unter wechselnden Konstellationen nicht an dramatischen Antagonismen gemangelt hatte. Es ist heute ein Gemeinplatz, wenn man sagt, daß gerade in diesem Vielvölkerstaat Formen des Zusammenlebens und der politisch-gesellschaftlichen Integration erprobt, verworfen und neu entwickelt worden sind, deren Modellhaftigkeit für europäische oder gar atlantische Zusammenschlüsse klar zutage liegt, auch was die Gefahrenquellen, Fehler und möglichen Gegenkräfte angeht, die heute der Zwang zur Integration notwendigerweise mit sich bringt. Aber gerade in dieser faszinierenden Modellhaftigkeit und Prototypik der habsburgischen Gesamtgeschichte, in der sowohl die böhmischen Länder wie die Slowakei eine Schlüsselstellung einnahmen, begründet m. E. die eingangs aufgestellte These, daß dieser historische Raum Brennspeigel europäischer Entwicklungen war und ist, wie er andererseits aus demselben Grunde Modellhaftigkeit beanspruchen darf.

Diese These sei an einigen Beispielen verdeutlicht, Beispiele, deren Zahl fast beliebig zu vermehren wäre. Auszugehen ist dabei von der Tatsache, daß Böhmen eine genuin slawische Herrschaftsbildung war und im Grunde immer geblieben ist, trotz der engen Beziehungen zu einer zeitweise dominierenden andersartigen Umwelt. Für den Gesellschaftshistoriker ist es nun faszinierend zu beobachten, daß sich an der slawisch-germanischen Grenz- und Mischzone genau dieselben Phänomene wiederholen wie etwa dreihundert Jahre zuvor in den breiten romanisch-germanischen Kontaktzonen Galliens, der Rheinlande und des Donauraums. So wie im Westen unter dem Einfluß des Christentums, speziell der monastischen Kultur, Franken und Gallorömer im sechsten und siebenten Jahrhundert zu einer neuen Gesellschaft und damit zur Kernzelle Eu-

ropas verschmolzen, so bewirkte auf ähnliche Weise die Christianisierung und die aus ihr erwachsende feudale Kultur in den böhmischen Ländern und an der Donau eine neue Gesellschaft, die im Zeichen des christlichen Glaubens die älteren und regional begrenzten gentilistischen Formen ablöste und der Přemyslidenherrschaft jene Kraft und Geschlossenheit gab, die ihre erstaunliche Eigenständigkeit gegenüber dem deutschen Königtum wesentlich mitbegründete. Der neue, d. h. christliche Kult, der den Landesmittelpunkt auch religiös beglaubigte, war auch in diesem Falle — wie anderswo — der „Kitt archaischer Staatlichkeit“. Die Parallelen zu Polen und zum Reich der Stephanskronen drängen sich hier von selbst auf. Eine ältere Forschung, deren Thematik sich teilweise und verschiedentlich in anachronistischer Form zwischen Tschechen und Deutschen an der Frage entzündete, ob und in welcher Weise Böhmen vom mittelalterlichen deutschen Reich abhängig gewesen sei — ein Tribut von 120 Ochsen, den Böhmen seit der Karolingerzeit an den Frankenkönig zu entrichten hatte, spielt dabei eine komische leitmotivische Rolle —, diese Frage der Abhängigkeit, seit Palackýs Zeiten aus nationalpolitischen Gründen leidenschaftlich diskutiert, scheint mir falsch und ahistorisch gestellt. Denn die weitere Geschichte Böhmens bis in die Stauferzeit hinein zeigt zur Genüge, daß die Přemysliden die Anlehnung an den Westen vor allem zur Sicherung und zum Ausbau ihrer eigenen politischen Herrschaft im Lande gegenüber konkurrierenden Familien (z. B. gegenüber den Slavnikingern, der Familie des hl. Adalbert!) sehr geschickt benutzten. Nationale Gegensätze spielten dabei keine Rolle, denn im Investiturstreit hatte umgekehrt Kaiser Heinrich IV. seine festeste Stütze an den Přemysliden. Dasselbe läßt sich allenthalben im mittelalterlichen Europa beobachten, sei es in der sich bildenden skandinavischen Staatenwelt, sei es im Westen, wo die Ottonen eine so bedeutsame Rolle bei den Anfängen der kapetingischen Königsherrschaft spielten.

Mit der luxemburgischen Dynastie bricht für die böhmischen Länder dann bekanntlich eine Epoche der politischen und kulturellen Internationalität an, die zivilisatorische Ausgereiftheit Westeuropas treibt hier eine erstaunliche Blüte hervor, die sich gleichsam auch optisch manifestiert: Der Papstpalast in Avignon und der Hradschin sind die größten gotischen Wohnpaläste, die uns erhalten sind. Für die Internationalität des spätmittelalterlichen Böhmen ist auch die neue Universität ein Zeichen, womit wir uns dem Phänomen des *Hussitismus* nähern, ein Phänomen, das erst in den letzten Jahrzehnten durch gesellschaftsgeschichtliche und religionssoziologische Untersuchungen aus der thematischen Verengung einer nationalen Betrachtungsweise herausgelöst werden konnte. Gesamteuropäische Faktoren waren auch hier wirksam und machen den exemplarischen Charakter dieser Bewegung aus; so etwa die europäische Sozialentwicklung des Spätmittelalters, die in der Entfaltung frühbürgerlicher Gesellschaftsstrukturen kulminierte, ferner der Verfall der Grundrenten, der durch die Pest nur akzentuiert aber nicht ausgelöst wurde und schließlich zu jenen Zuständen überleitete, die man schlagwortartig mit dem Begriff „Krise des Feudalismus“ umschrieben hat.

Brennpiegel europäischer Entwicklungen ist Böhmen im 14. und 15. Jahr-

hundert auch insofern, als — wie in Paris, Oxford, Bologna und andernorts — an den Universitäten eine internationale Intelligenz entstand, die sich besonders aus den Bettelorden mit ihrer erstaunlichen horizontalen und vertikalen sozialen Mobilität rekrutierte, eine Intelligenz, welche wiederum die institutionelle Voraussetzung der scharfen Kritik an der alten Herrschafts- und Adelskirche, an ihrem Fiskalismus und ihren Prärogativen war. Einerseits wurde die Forderung nach Emanzipation des Staates von der Papstkirche laut, eine Forderung, die sich des neu entdeckten Instrumentarismus des Aristotelismus bediente, so besonders Marsilius von Padua und Wilhelm von Occam (Averroismus). Andererseits ergab sich aus solchen Gedanken fast zwangsläufig der Ruf nach einer gereinigten, spiritualisierten, armen Kirche, ein Ruf, der seit den Anfängen der gewaltigen, ganz Europa ergreifenden religiösen Laienbewegung im 12. Jahrhundert, aus der einst die Bettelorden hervorgegangen waren, nicht mehr verstummt war. Der Konziliarismus als eine kirchenpolitische Theorie, die das Papsttum zugleich reformieren und politisch entmachten wollte, war in diesem Sinne eine ausgesprochene „Universitätsideologie“, deren sich die politischen Gewalten nur zu ganz konkreten begrenzten Zwecken erfolgreich bedienten. In diesem großen europäischen Kontext stehen sowohl John Wiclif wie Jan Hus, beide treten, so gesehen, aus dem vieldiskutierten engen Abhängigkeitsverhältnis des letzteren zum ersteren heraus und werden als Repräsentanten der intellektuellen und gesellschaftlichen Szenerie im spätmittelalterlichen Europa überhaupt erst verständlich.

Gehen wir eine Phase weiter, dann bieten sich die böhmischen Länder vom 15. bis zum 17. Jahrhundert als Paradebeispiel des europäischen Ständestaates dar. Dieser vom Adel regierte Ständestaat lag zuerst auf der englischen Entwicklungslinie, d. h. es zeichnete sich der Trend ab, die Ständeherrschaft als Parlament zu etablieren und zu institutionalisieren, mit der Aussicht, diese ursprünglich adelige Körperschaft schrittweise nach unten zu öffnen und zum Parlament im heutigen Sinne zu erweitern. Mit der Schlacht am Weißen Berg wurde diese Möglichkeit zunichte, Habsburg erzwang eine Umpolung auf das zweite europäische Entwicklungsmodell, nämlich auf das französische, d. h. auf den schrittweise zentralisierenden Absolutismus, der alle notwendigen Staatsreformen in seiner Hand vereinigte und als Waffe gegen die Machtkonkurrenz des Adels verwandte. Wie anderswo in Europa war z. B. die Bauernbefreiung in Österreich ein wirksames Mittel der Dynastie zur Demontage der böhmischen Adels herrschaft und ihrer alten grundherrlichen Rechte, und die böhmischen Stände wurden wegen ihrer vorherigen Bedeutung besonders hart von dieser staatlichen Reformpolitik in Mitleidenschaft gezogen und „domestiziert“. So sehr es auch dem habsburgischen Absolutismus letztlich gelang, ganz in Parallele zur französischen und preußischen Entwicklung, die Stände seinem politischen System einzuordnen — was wiederum exemplarisch an den Verhältnissen des Königreiches Böhmen abzulesen ist —, der „englische Trend“ blieb gerade beim böhmischen Adel als eine Art Unterströmung bis ins 19. Jahrhundert, ja bis zum Ende der Monarchie lebendig. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die konsequente Reformpolitik der Grafen Thun auf ihren nord-

böhmischen Gütern sowie an die Rolle Leo Thuns im Frühjahr 1848, als er versuchte, als böhmischer Gubernialpräsident eine selbständige böhmische Landesregierung zu schaffen, in der sich der Adel mit dem national-tschechischen Bürgertum gegen den Wiener Zentralismus verband.

An diesem Beispiel wird zugleich ein Faktum deutlich, das für das ganze 19. Jahrhundert, und nicht nur in Böhmen, folgenreich geworden ist: Die Stände, der Adel waren gegenüber dem zentralisierenden Absolutismus Schützer und Förderer des Frühnationalismus. Am Lebensweg Palackýs etwa ist diese zeitweise Konvergenz der politischen Interessen beispielhaft abzulesen, und auch hier drängen sich die europäischen Parallelen auf: etwa die Rolle des polnischen Adels als Refugium des polnischen Nationalbewußtseins oder die Funktion der madjarischen Gentry innerhalb des modernen madjarischen Nationalismus.

Doch kehren wir noch einmal für einen Augenblick zur Schlacht am Weißen Berge und deren Folgen zurück, denn gerade hier läßt sich der exemplarische Charakter böhmischer Geschichte am besten demonstrieren. Es ist das geradezu klassische Beispiel einer Umtransponierung gescheiterter politischer Energien in geistige Kraft und Wirkung auf Jahrhunderte hinaus. Man denke etwa an das Schicksal der vertriebenen Böhmisches Brüder und an die Wirkung Komenskýs innerhalb der europäischen Bildungsgeschichte. Dieses Beispiel hat m. E. einen außerordentlichen Stellenwert in einer noch zu schreibenden Geschichte Europas als einer *Geschichte von Emigrationsbewegungen*. Es wäre dies zugleich eine erregende innere Sozial- und Geistesgeschichte Europas, die auf ganz natürliche Weise über nationalstaatliche Beschränkungen des Blickfeldes das Auge für die innere Einheit dieses Kontinents schärfen könnte, ohne daß man dabei zu falschen Harmonisierungsversuchen Zuflucht nehmen müßte. Hier nur einige Andeutungen und Aperçus: Man könnte bei den weltgeschichtlichen Folgen der Vertreibung der Juden durch Kaiser Titus anfangen, man müßte die unerhört befruchtende Wirkung der irischen und der angelsächsischen mönchischen Emigration des Frühmittelalters hinzunehmen, die in der Form der „peregrinatio religiosa“ auf dem Kontinent Missions- und Bildungsgeschichte geworden ist. Ähnliches gilt für die kulturell so bedeutsame spätmittelalterliche und frühneuzeitliche katholische Diaspora der Iren und Schotten überall in Europa. Ausgelöst zumeist durch konfessionelle Verfolgungen in der Heimat, wirkte sie auf dem Kontinent im Dienste der geistigen und gesellschaftlichen Festigung der Gegenreformation.

Vergessen wir dabei nicht die Gegenseite. Paul Hazard hat uns für das 17. Jahrhundert geistvoll die hugenottische und frühaufklärerische Emigration in den Niederlanden und im protestantischen Europa geschildert, die Entscheidendes für das moderne wissenschaftliche Denken Europas geleistet hat; man denke etwa an *Pierre Bayle*.

Damit sind wir wiederum bei *Comenius*, dem letzten Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, dem Begründer moderner Erziehung und Didaktik, im Gegensatz zur hugenottischen Emigration eher eine irenische Natur, höchste Sublimierung des böhmischen Protestantismus und späthussitischer Traditionen;

und auch hier findet sich jene für Emigrationen so typische Umsetzung von politischen Energien in geistige Aktivität, schöpferische Spannkraft bei meist kümmerlichen äußeren Lebensumständen. Mit dem ideologisch so aggressiven Hugenottentum, das eine publizistische Offensive nach der anderen gegen das rekatholisierte Frankreich startete, wäre im 14. Jahrhundert am ehesten die franziskanische Intelligenz zu vergleichen, die hier in München in einem Emigrationszentrum von Weltbedeutung, wie Karl Bosl gezeigt hat, die wuchtigsten Angriffe gegen den weltlichen Herrschaftsanspruch und die ingenüose Finanzwirtschaft des avignonesischen Papsttums startete, Angriffe, an deren Spitze Marsilius von Padua und Wilhelm von Occam, die geistigen Väter des „Konziliarismus“, standen. Seit ihrer Zeit stand das Thema des allgemeinen, über dem Papst stehenden Konzils auf der Tagesordnung von Reichs- und Kirchenpolitik in Europa, bis es im 15. Jahrhundert mit den Konzilien von Konstanz und Basel eine freilich recht andersartige Realisierung fand. Die Scheiterhaufen für Jan Hus und Hieronymus von Prag zeigten jedoch, daß die ursprünglichen religiösen und gesellschaftlichen Antriebskräfte der konziliaren Bewegung nicht mehr durch rein politische Übereinkommen unter Verschuß gehalten werden konnten. Gleichzeitig wird an diesem Gang der Entwicklung deutlich, wie rasch wiederum die böhmischen Dinge in den Brennpunkt Europas traten. Dies jedoch war nur möglich, weil die böhmische Stadtkultur des 14. und 15. Jahrhunderts eine vitale Variante der west- und mitteleuropäischen städtischen Zivilisation des Spätmittelalters war, und zwar mit jener typischen Verflechtung von sozialer und religiöser Dynamik, die sich hier noch durch eine frühnationale Komponente komplizierte und verschärfte.

Erwähnen wir schließlich für das 19. und 20. Jahrhundert die folgenreichen ostmitteleuropäischen Emigrationen, besonders die polnische unter *Fürst Adam Jerzy Czartorysky*, die sich in Paris als eine propagandistisch-ideologische Großmacht gegen das zaristische Rußland etablierte, eine Emigration, durch deren geistigen Einfluß Rußland bis an die Schwelle des Ersten Weltkrieges zum großen „Buhmann“ des europäischen Liberalismus und Demokratismus wurde. In diesen Zusammenhang gehört auch der große politische Erfolg und Durchbruch zur nationalen Eigenständigkeit, den während des Ersten Weltkrieges die aktiven ostmitteleuropäischen Emigrationen, also Polen, Serben, Rumänen, Tschechen und Slowaken, im Westen erreichten. Damit fassen wir wiederum die Aktualität und gesamteuropäische Bedeutung der böhmischen wie der slowakischen Geschichte, eine Aktualität, die durch die Emigrationen der folgenden Zeit bis zum Epochenjahr 1968 schmerzlich akzentuiert wird.

Emigrationen, so betrachtet, verleihen der europäischen Entwicklung gleichsam eine innere reale Dialektik von Bestehendem und Erstrebenswertem, sie sind zugleich im hegelschen Sinne, Negation der Negation, also positiv. Emigrationen sind bis zum heutigen Tage der Nährboden für geistige Hochleistungen, die gleichsam aus extremen Situationen hervorgepreßt werden, weil sie einfach gezwungen sind, einen politischen und kulturellen Gegenentwurf zu den Werten des feindlichen Establishments in der Heimat zu entwickeln. Damit kommt jenes erwähnte Moment realer Dialektik in die europäische Ge-

schichte. Ganze Völker sehen sich in „selffulfilling prophecy“ plötzlich anders als sie sind und suchen sich auf diesen Vorentwurf hin zu entwickeln; mit anderen Worten: die freie Emigration gibt zugleich den Anstoß zu einer politischen Pädagogik im weitesten Sinne. Dies gilt für die erfolgreiche tschechische und slowakische Emigration des Ersten Weltkrieges ebenso wie heute für leidenschaftliche Kritiker der gesamtböhmischen und slowakischen Entwicklung. Genannt seien für viele andere Publikationen: *Christian Willars* „Böhmische Zitadelle“ und *Antonin Liebms* „Gespräche an der Moldau“, womit wir die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart überschreiten und dennoch auf bestürzend aktuelle Weise bei unserem Thema bleiben: „die Tschechoslowakei als Brennspeigel gesamteuropäischer Entwicklungen“.

Wenn hier die hochbedeutende Rolle der böhmischen Länder innerhalb der Barockkultur, in der Architektur und im Musikleben des 18. und 19. Jahrhunderts eben nur erwähnt werden kann, dann erklärt sich diese lakonische Kürze aus dem Umstande, daß die großen Schöpfungen dieser Epochen zwar durchaus gleichrangig innerhalb der europäischen Gesamtentwicklung stehen, ja zu deren Höchstleistungen zählen, jedoch der besondere Brennpunkt-Charakter im Sinne unseres Themas nicht so manifest ist wie bei den anderen angeführten Beispielen.

Dagegen muß als ein markantes, die europäische Kulturentfaltung ungemein befruchtendes Element der ausgesprochen nationalpädagogische Charakter der tschechischen und slowakischen Kultur betont werden, ein Phänomen, das bis zur Gegenwart die große Rolle des Schriftstellers innerhalb der Gesellschaft erklärt, der hier — wie in Frankreich der *écrivain* — Gewissen, Erzieher und Vorbild der Nation war und ist, wie wiederum das Jahr 1968 gezeigt hat. Das Schauspiel eines sich selbst durch kulturelle Leistungen konstituierenden und artikulierenden, gleichsam zu sich selbst kommenden Volkes, das zugleich in ständigem Wettbewerb und Austausch mit dem deutschen Nachbarn sich selbst definiert, — dieses Schauspiel übt bis zum heutigen Tage eine starke Faszination aus, ja, es hat — ich scheue das pathetische Wort nicht — etwas Ergreifendes.

Doch kehren wir noch einmal zu unserem Hauptthema zurück: Zwei Tatbestände seien noch kurz gestreift, um auch den hartnäckigsten Zweifler davon zu überzeugen, daß die Geschichte der böhmischen Länder und der Slowakei europäisch in einem ganz spezifischen, unverwechselbaren Sinne ist. Die Transzendierung des extremen Nationalismus in der altösterreichischen Arbeiterbewegung unter *Viktor Adler*, *Karl Renner* und *Bohumil Šmeral* wäre der erste wichtige Tatbestand. Hier wurde erstmals in Europa ernsthaft versucht, die zerstörerischen Antagonismen des Nationalismus vor allem zwischen Deutschen und Tschechen aus dem Wege zu räumen. Die Erfahrungen, die dabei auf beiden Seiten gesammelt wurden, sollten auch für unsere Gegenwart und ihre Nationalismen nicht umsonst gemacht worden sein. Seltsam genug aber historisch leicht erklärlich, daß am entgegengesetzten Ende der Sozialpyramide, beim Hochadel und in der hohen Staatsbürokratie der Donaumonarchie, ebenfalls die stärksten supranationalen Bindekräfte lebendig waren, die dieses „Klein-europa“ genauso erhalten wollten wie die Arbeiterbewegung.

Der europäischen wie der Weltkultur gehört schließlich jene Prager Sternstunde um die Jahrhundertwende an, bei der als Ergebnis einer langen und oft wechselvollen jüdisch-deutsch-tschechischen Kultursynthese jene Literatur entstand, deren bestürzende Modernität und Aktualität nicht zuletzt in ihrem besonders bei *Franz Kafka* manifesten seismographischen Charakter beruht, womit sie künftige innere Bedrohungen der europäischen Zivilisation signalisierte, auf beklemmende Weise zu Wort kommen ließ und auf den Begriff brachte. Mit den internationalen wissenschaftlichen Konferenzen, die 1963 und 1965 in Liblice über Kafka und die Deutschprager Literatur abgehalten wurden, spannt sich der Bogen bis zum Prager Frühling des Jahres 1968 und bis zu den Aufgaben, die sich der Tschechoslowakei-Forschung heute stellen.

Damit stellt sich die Frage: Wo stehen wir heute? Was geschieht bereits und was ist noch zu tun? Dazu einige abschließende Bemerkungen.

Wer die Arbeit des Collegium Carolinum unter der Leitung von *Karl Bosl* in den letzten zwanzig Jahren aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß hier, in dieser zentralen deutschböhmischen Forschungsstelle „die Zukunft längst begonnen hat“. Und wer keine ideologischen Scheuklappen anlegt, weiß ebenso, wie allein schon durch europäische und gesellschaftsgeschichtliche Aspekte und Forschungsmethoden viele alte Barrieren und künstliche Gegensätze sich von selbst aufgelöst haben. Damit ergeben sich jedoch von selbst neue Gesprächsmöglichkeiten sowohl mit den tschechischen und slowakischen Partnern jenseits der Grenze wie auch ein lebhafterer Austausch mit der amerikanischen, englischen und französischen Bohemistik, deren reiche wissenschaftliche Erträge eingebracht werden müssen. Man bewegt sich methodisch und sachlich aufeinander zu, eine hoffnungsvolle Tatsache, die hier nur an einem besonders sinnfälligen Beispiel aufgezeigt werden mag: Wenn man das von *Karl Bosl* initiierte und herausgegebene „Handbuch der Geschichte der Böhmisches Länder“ nimmt, ein vierbändiges monumentales Werk, und es lesend mit dem von *František Graus* während des Prager Frühlings 1968 edierten schmalen Bändchen „*Naše živa i mrtvá minulost*“ (Unsere lebendige und tote Vergangenheit) vergleicht, dann wird einem — ungeachtet des unterschiedlichen Umfangs und teilweise andersartiger Fragestellungen — dennoch schlagartig klar, wie sehr sich durch erweiterte, europäische und strukturgeschichtliche Aspekte die früher schlechthin antagonistischen Standpunkte von selbst und aus sachlichen Gründen heraus angenähert haben. Ich betone diese Annäherung aus sachlichen Gründen deshalb so stark, weil sie entschieden abgegrenzt werden muß gegenüber einer verschiedentlich anzutreffenden sentimental neuem Geschichtsideologie, die im Grunde nur das alte Modell des ewigen slawisch-deutschen Gegensatzes durch das allzu optimistische, verschönernde Bild einer möglichst permanenten Gemeinsamkeit von Deutschen, Tschechen und Slowaken ersetzt. Beide Modelle sind m. E. falsch und bedürfen der Korrektur. In den genannten Publikationen und ebenso in anderen Werken, die aus Zeitgründen hier nicht einzeln aufgeführt werden können, ist dies bereits durch eine grundsätzliche und moderne Revision der Aspekte, die zu einer wirklichkeitsnahen Behandlung der Sachfragen führte, geschehen, und zwar, wie ich meine, in einer auch

für andere Disziplinen vorbildlichen Weise. Daß hierzu bereits allenthalben erfreuliche Ansätze vorhanden sind, mag ein Beispiel aus der Volkskunde erläutern, einer Wissenschaft, die auf deutscher wie auf tschechischer und slowakischer Seite von jeher besonders anfällig war für nationalromantische Ideologien. Wie lange hat man nicht auf beiden Seiten die Volkstrachten als Ausdruck eines spezifischen Nationalcharakters gedeutet und verherrlicht, ein Verfahren, womit man allerdings sehr schlecht erklären konnte, warum sich vielfach tschechische, slowakische und deutsche Volkstrachten so stark ähnelten. Seit man aufgrund sozialstruktureller Untersuchungen weiß, daß die Tracht unter anderem Ausdruck der Zugehörigkeit einer Bevölkerung zu bestimmten adeligen Großgrundherrschaften ist, das ethnische Moment also eine weitaus geringere Rolle bei ihrer Entstehung spielte, als die nationale Folkloristik bislang angenommen hatte, hat sich eine sachgemäßere Behandlung dieser Dinge von selbst eingestellt. Mit anderen Worten: der strukturgeschichtliche Aspekt hat eine anachronistische Pseudoproblematik beseitigt, die einer wirklichen Erkenntnis der Zusammenhänge im Wege stand. Niemand wird deshalb sagen wollen, daß damit Reichtum und Vielfalt der Trachten weniger schön, interessant und erforschenswert geworden seien.

Mit einem Wort: Es besteht mehr denn je Anlaß zu der Hoffnung, daß wissenschaftliches Arbeiten unter den eben aufgezeigten Auspizien der internationalen Forschung ebenso dient wie den wahren Interessen derjenigen Völker, die Gegenstand solchen Bemühens sind. Die letztlich heilende Kraft integrier wissenschaftlicher Wahrheitssuche wird dann auch im politischen Leben unserer Gegenwart ihre positiven Wirkungen haben, ohne daß sich die Forschung ins Schlepptau der Tagespolitik nehmen lassen muß.